Werk

Titel: Der Sinn des Krieges

Autor: Mehlis, Georg

Jahr: 1915

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?51032052X_1914-15_0005|log36

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Der Sinn des Krieges.

Von

Professor Georg Mehlis (Freiburg).

Die Frage nach dem Sinn des Krieges stellt das Problem, ob an seinen Erscheinungen, an den ganzen Aeußerungen seines Seins etwas Wertvolles zu finden ist und welchen eigentümlichen Charakter dieses Wertvolle trägt. Bedeutet der Krieg die Erfüllung des Wirklichen mit neuem Wert oder ist nicht vielmehr das Gegenteil der Fall, indem der Krieg nichts Werthaftes hervorbringt oder sogar Wertfeindliches und Wertwidriges im Gefolge hat?

Von der Frage nach dem Sinn des Krieges muß die Frage nach seiner Bedeutung wohl unterschieden werden. Alle Erscheinungen des Lebens bedeuten etwas, so auch der Krieg. Ja, wir zweifeln keinen Augenklick, daß er Gewaltiges bedeutet, denn schwerlich vermag ein Geschehen eine ganze Nation stärker zu ergreifen und zu bewegen wie der Krieg.

Wenn aber der Krieg keinen Sinn hat, d. h. wenn durch die Erscheinung des Krieges nichts Wertvolles hervorgebracht wird, so kann das eine doppelte Bedeutung haben, nämlich entweder so, daß der Krieg Unsinn ist, d. h. er ist ohne Sinn, mit seinen Geschehnissen und Begebenheiten ist kein Wert verknüpft. Er ist ein rein naturhaftes, elementares Geschehen, das diesseits von gut und böse, von Wert und Unwert steht, wie etwa die Zeugungskraft, die in allen Organismen tätig ist, mit der sich Schmerz und Lust, Liebe und Wahnsinn verbinden kann, die aber auch abgelöst von alle diesem als ein schlechthin Notwendiges betrachtet werden mag, das, an und für sich wertfrei, in den Dienst verschiedenen Wertbildungen gestellt werden kann.

Eine ganz andere Entscheidung fällen wir augenscheinlich, wenn wir zu dem Resultat kommen, daß der Krieg Widersinn sei, d. h. daß in ihm sich etwas offenbart, was gegen Wert und Sinn verstößt. Denn wenn wir im ersten Falle den Krieg als etwas Unvermeidliches,

in der Natur Angelegtes und Gegebenes einfach hinnehmen müssen, wäre die Erkenntnis, daß der Krieg widersinnig und wertwidrig sei, gleichbedeutend mit der Forderung, alle Kräfte an seine Ausrottung und Austilgung zu setzen, weil er dann notwendig etwas bedeuten muß, was uns auf dem Wege zum Göttlichen feindlich entgegensteht.

Ist der Krieg etwas Sinnloses, so wie die Sexualität als solche etwas Wertloses ist, eine ungeheure Kraft, die wirkt und gestaltet und aus ihrem dunklen Schoße so Gutes wie Böses hervorbringen kann? Ist der Krieg vielleicht eine von den notwendigen Gestaltungsformen des menschlichen Lebens wie Krankheit, Sünde und Tod?

Die Zeugungskraft oder die Sexualität als die ewige Reizung unserer sinnlichen Natur bildet gewiß die notwendige Basis für den Tatbestand des Lebens überhaupt. Nun gibt es einen höchsten Standpunkt der Wertbetrachtung, nämlich den des religiösen Propheten, nach dem das menschliche Leben etwas Verwerfliches ist, sofern es in seiner Endlichkeit die Trennung von dem göttlichen Leben bedeutet. Sehen wir von dieser Forderung einer letzten Auflösung aller Gegensätze ab, sprechen wir von Werthaftigkeit wie sie für uns als endliche Wesen gesetzt und von uns gefordert ist, so zeigt das Leben und die das Leben bejahende Sexualität einen Charakter, der in seiner schlichten Notwendigkeit diesseits von gut und böse steht. Tolstoi forderte im Sinne der christlichen Askese die absolute Keuschheit als endgültige Ueberwindung der Sexualität. So bedeutsam eine solche Forderung als regulatives Prinzip auch sein mag, so stellt sie sich doch zweifellos auf einen Standpunkt, der ebensogut als übermenschlich bezeichnet werden muß, wie die Bejahung der Sexualität als bloße Lustquelle den Standpunkt des Untermenschlichen darstellt. Die Sexualität kann in den Dienst des menschlich Wertvollen treten und dadurch selber geadelt werden. So vermag sie besonders ästhetische und ethische Bedeutung zu gewinnen. Wenn die sinnliche Hingabe an schöne Leibes- und Lebensform die Phantasie selig beflügelt und zur Erzeugung des göttlichen Kunstwerks führt, so wird die Sinnlichkeit dadurch in ähnlicher Weise geadelt und verklärt, wie ihre Dienstbarmachung gegenüber dem ethischen Wert, der in der Familie besonders sichtbar wird, als schönes Ziel menschlicher Wertgestaltung betrachtet werden muß.

So kann das Leben durch die Beziehung zu Werten sinnvoll werden. Wie steht es nun mit dem Tode? Wie sollen wir ihn verstehen? Die Idee des Todes hat diesen Doppelsinn, daß sie einmal das Leben vollendet und insofern selber in die Sphäre des Lebens gehört, anderseits aber auch dem Leben als ein unerträglicher und

rätselhafter Gegensatz, als das absolut andere und unversöhnliche Prinzip gegenübersteht. Der Tod gehört zum Leben wie die Frucht zur Blüte, wie Wachstum zum Vergehen gehört. Das endliche menschliche Leben findet seine Erfüllung im Tode. Der Mensch ist da, um zu sterben. Auch kann man mit Recht behaupten, daß unser Leben ein beständiges Sterben sei, sofern uns die Körperwelt lehrt, daß Bildungs- und Zerstörungsprozesse unaufhörlich im Organismus sich vollziehen. Wenn wir die Idee des endlichen Lebens setzen, so ist damit auch sein Abschluß im Tode gegeben. Und der Tod erscheint ebenso notwendig und selbstverständlich wie das Leben selbst, als ein Wertindifferentes diesseits von gut und böse. Anderseits ist der Tod gegenüber dem Leben etwas Sinnloses und Paradoxes, das seine Form und seinen Wertgehalt bedroht. Der Tod macht dem Leben ein Ende. Er setzt sich an seine Stelle. Die Herrschaft des Todes bedeutet die Vernichtung des Lebens.

Sofern der Tod endliches Leben vollendet, steht er in wertfreier Betrachtung jenseits von gut und böse als ein notwendiges Prinzip des sinnlichen Daseins. Wie es aber einen Standpunkt gibt, unter dem das endliche Leben verschwinden muß, weil es im Geiste des religiösen Bewußtseins als Trennung von Gott empfunden wird, so gibt es auch eine Wertbetrachtung, die dem Tode sein gleichgültiges Bedeuten nimmt. Es gibt Lebenswerte wie Liebe und Glück, welche die Schönheit und Erhöhung unseres sinnlichen Daseins erwirken und in deren Bejahung unsere Persönlichkeit groß und stark ist. Der Tod erscheint als Vernichter dieser Werte, in deren Besitz und vollkräftigem Genießen unsere Persönlichkeit das Unendliche begehrt. Von Liebe und Glück verlassen und verschmäht, vermag ich leichter dem Leben zu entsagen, erhöht und erfüllt von ihrem Glanz, fällt uns der Tod gar zu schwer. Der Tod ist mächtiger als alle Lebenswerte und droht ihnen beständig mit unbarmherziger Zerstörung. Deswegen ist der Tod der höchste Unwert vom Standpunkt einer Philosophie des Lebens aus, die das Leben mit einem Wert verbindet, der sich in der Sinnenwelt erfüllt.

Anders liegt das Verhältnis des Todes zu den objektiven Werten oder Kulturwerten wie Religion und Kunst, Wissenschaft und Sittlichkeit. In ihnen liegt die Idee und die Möglichkeit einer Ueberwindung des Todes. In dem Verhältnis zu Kulturwerten sind wir hingegeben einem Objektiven und Absoluten bis zur Hingabe und Aufgabe des eigenen Ich. Der Sinn der Wissenschaft geht auf das Unendliche. Sie ist Werk und Arbeit der Generationen, die sie in ihren Wirkungskreis zwingt und dem Ewigen entgegenführt. In dem Kunstwerk als Ausdruck eines absoluten Wertes ist das Voll-

endete gegeben. Wissenschaft und Kunst, die dem Zeitlosen zugewendet sind, weisen über die Enge des persönlichen Lebens hinaus, und wie sie das Leben zu höheren und schöneren Formen gestalten, so bedeutet ihre Sinnerfüllung auch die Ueberwindung des Todes, während ihr Wert für uns darin beschlossen liegt, daß sie uns hinführen zum Vergessen unserer selbst im Leben und zur Nichtachtung des Lebensendes, der dunklen Gewalt des Todes.

Das aber ist das Wesen der Religion, daß ihre Sinnerfüllung nicht nur auf die Ueberwindung des Todes, sondern auf eine absolute Verklärung abzielt. Denn für die Religion bedeutet der Tod nicht ein Ende des Lebens und eine Zerstörung der Lebensgüter, sondern vielmehr Ausgang und Eingang in des Lebens höchste Form. Er ist die Grenze zweier Lebensbezirke, von denen wir den einen im Tode verlassen, um dafür den weit besseren und schöneren zu gewinnen. Im Tode erleiden wir nicht die Vernichtung, sondern nur einen Wechsel der Lebensform, und dieser Wechsel ist gleichbedeutend mit höchster Steigerung des Lebens. Denn so viel ist doch wohl gewiß, daß die Wirklichkeit ein absolutes Leben lehrt, das die Starrheit der Todesbegrenzung nicht duldet.

Diese Orientierung der Lebens- und Todesnotwendigkeit an den Werten des Lebens und der Kultur war erforderlich, um das furchtbare und gewaltsame Phänomen des Krieges in einen Zusammenhang einzuordnen und wertend zu verstehen. Individuelles Leben und seine Begrenzung durch den Tod sind Notwendigkeiten unter dem Aspekt des Endlichen. Sind nun Krankheit, Sünde und Krieg in derselben Weise notwendig? Ist der Krieg eine notwendige Form des Lebens oder des Todes wie Krankheit oder Sexualität? Man hat den Begriff der Sünde in tiefsinnigen religiösen Betrachtungen mit der Idee des Endlichen verknüpft. Die Schuld und das Böse als Werke der Sünde entspringen dem Schoße der Endlichkeit. Mit der Natur des endlichen Lebens ist zugleich gesetzt Mangel und Verstoß, der im Wertwidrigen gegründet, und jene erotische Sehnsucht, die der Norm entgegenstrebt. Bedeutet der Krieg eine Offenbarung der Endlichkeit wie Sünde und Schuld, Krankheit und Sexualität?

Leben und Tod sind Stufen endlicher Notwendigkeit. Ihnen gegenüber trägt der Krieg den Charakter des Zufälligen und Sekundären. Weder ist der Krieg eine notwendige Form des Daseins, noch darf er als prinzipielle Form der Lösung und Vollendung des Lebens angesehen werden. Wir können uns sehr wohl ein Leben ohne Krieg und selbstverständlich auch ein Ende des Lebens ohne das Los des Krieges denken. Gewiß sind Gegensatz und Kampf mit dem Leben

unzertrennlich verbunden, aber dieser Gegensatz braucht keineswegs die Form des Krieges anzunehmen. Nur eine begrenzte naturwissenschaftliche Hypothese vermochte in dem Kampf ums Dasein das Prinzip des Lebens zu finden. Jener Kampf ums Dasein, den die Naturwissenschaft meint, die keine Werte anerkennt, ist ein Kampf brutaler Willensdurchsetzung, der, fussend auf dem Prinzip der Macht, auf die Vernichtung des Schwächeren abzielt. Der Kampf und Gegensatz, der für die Philosophie entscheidend ist, bedeutet nicht Zerstörung, sondern Erhöhung des Lebens.

Das Prinzip der Entwicklungsgeschichte, das den Kampf ums Dasein und das Recht des Stärkeren mit der Idee einer Auswahl im Sinne des Lebensfähigen und Lebenskräftigen verbindet, muß der Erscheinung des Krieges gegenüber vollkommen versagen. Denn das Schöne und Lebenskräftige stirbt den Tod der Schlacht, während das Schwache und Minderwertige zurückbleibt.

Es hat Zeiten gegeben, in denen der Krieg als die Vollendung des männlichen Lebens galt, während die Krankheit seit alter Zeit als Schwächung des körperlichen Lebens gekannt und gefürchtet wurde. Diese Bejahung des Krieges als gesteigerte Lebensform und als schöne und gefeierte Vollendung des Daseins war nur möglich in einer Zeit des naturhaften Wirkens und Strebens ohne deutlichem Wertbewußtsein und in einem Zustand des Menschengeschlechtes, da das kriegerische Geschehen noch als unmittelbarer Ausdruck des persönlichen Wesens und der persönlichen Tatkraft zu betrachten war. In den Kämpfen der antiken Völker und in der Pracht des Rittertums lebte sich kraftvolle Männlichkeit im freien Wettkampf der Stärke aus. In dem modernen Krieg ist das Gewicht der Masse an die Stelle der hohen persönlichen Einzelleistung getreten, und das freie Spiel der Kräfte ist durch den eisernen Mechanismus der Maschinen abgelöst. Die Kultur hat den Krieg häßlich gemacht und ihm die freie Schönheit geraubt. Sie hat ihn furchtbar und grausam gemacht über alles Maß hinaus, da sie ihn haßt und ihn vernichten möchte, da sie das unbesiegbare Verlangen in sich trägt, ihn an seiner eigenen Furchtbarkeit enden zu sehen. Denn der Krieg ist der Todfeind der Kultur, wie die Kultur als der Todfeind des Krieges angesehen werden muß.

Diejenige Lebens- und Todeserscheinung, die dem Phänomen des Krieges am nächsten verwandt erscheint, ist die Krankheit des Körpers. Wie der Krieg den schöngegliederten Organismus des Staats- und Völkerlebens stört und zerschneidet, trennt und beunruhigt, so die Krankheit den schöngefügten Organismus des menschlichen Leibes. Beide Formen der Zerstörung haben dieses miteinander

gemeinsam, daß sie nicht als prinzipielle Notwendigkeiten und Gegebenheiten des endlichen Daseins betrachtet werden dürfen, denn wir können uns ein Leben denken, das die Brutalität des Krieges nicht kennt, wie auch keineswegs schmerzliche Krankheit das Ende des Lebens herbeiführen muß, sondern ebensowohl auch leichte Lösung und leidlose Trennung den Zusammenhang des Körpers zerstören kann.

Eine nähere Betrachtung aber möchte vermuten lassen, daß sich die Krankheit, die auf Vernichtung des persönlichen Daseins abzielt zu den Lebenswerten ähnlich verhält, wie der Krieg als Feind der menschlichen Gemeinschaft zu den Kulturwerten. Die Krankheit ist von je her als des Lebens Feind betrachtet worden, während der Tod im Felde den Naturvölkern als schöne Vollendung des Lebens galt. Krankheit ist gleichbedeutend mit Schwächung der Kraft. Sie hemmt den Genuß der Liebe und des Lebens. Der Krieg dagegen bietet den primitiven Instinkten ein weites Feld im Genuß der Beute und der Liebe, in der Abhärtung und Stählung des Leibes, wie auch schließlich im Akt der Zerstörung, da er die Fülle der Kraft urplötzlich trifft und vernichtet.

Dagegen ist die Krankheit weit weniger ein Feind der Kultur. Man darf wohl behaupten, daß sie auf das engste mit der Kultur zusammengeht, daß sie gewissermaßen als Produkt der Kultur angesehen werden muß. Der Naturmensch ist der gesunde, starke Mensch, der einfach lebt und stirbt. Der Kulturmensch ist der angekränkelte Mensch. Aus aller großen und schönen Kultur blickt heimlicher Verfall hervor. Das Kranke und Unnatürliche erzeugt gar häufig die seltene Schönheit des Kunstwerkes oder lehrt uns in seliger Ekstase das Göttliche verstehen. Wenn leichte Phantasien der Krankheit unser Hirn ergreifen oder Enthaltsamkeit die Fülle des körperlichen Lebens herabgesetzt hat; so magst du gar häufig das Geheimnis des Geistes in wundervollen Zügen erlauschen. Sehr vielfach sind kranke Menschen Träger höchster Kultur gewesen.

Ganz anders der Krieg. Ursprünglich ist er keineswegs der Feind der Lebenswerte. Im Gegenteil. Die Beschäftigung mit ihm gilt als würdigster Beruf des Mannes. Er gibt dem Starken die Gelegenheit, Glück, Reichtum und Schönheit zu gewinnen. Wenn jedoch aus dem natürlichen Reiche die Ordnung der Kultur hervorgeht, so erscheint der Krieg als die große und ständige Gefahr für das so schön Erzielte und Geschaffene. Der Krieg bedroht die Gestaltung des Staates. Er löst die Banden ethischer Verpflichtung auf. Er läßt der Wissenschaft keine Zeit, die stillen Bahnen der Forschung zu wandeln. Er macht die Kunst phrasenhaft und ober-

flächlich und beängstigt das religiöse Gemüt, das den Tod der Unschuldigen in breiten Massen erschaut und die kämpfenden Gebete irrender verzweifelnder Völker, von denen jedes zu seinem Gott fleht, den Sieg der eigenen Waffen und den Tod des Feindes begehrend. Durch die Kultur ist aber auch das Antlitz des Krieges furchtbar entstellt. Nicht mehr erscheint er als das Lebenswerk des kampffrohen Mannes im Gewande der Abenteuerlust und mutsprühenden Ritterlichkeit, sondern als furchtbarer Mechanismus, der von den klugen Rechnern der Technik und Führung aufgestellt ist, um weiches Menschenfleisch in Massen zu zerfetzen und von weiter kalter Ferne aus das Unbekannte der feindlichen Jugend, der niemals unser Haß gehören kann, dem Schreckenstode zu weihn.

Nach dieser allgemeinen Orientierung und Einstellung unseres Problems kehren wir zu unserer Eingangfrage zurück. Hat der Krieg einen Sinn? Das will heißen: Ist er in Hinsicht auf einen bestimmten Wert zu rechtfertigen? Oder ist er sinnlos, d. h. ein Naturhaftes, an sich Wertindifferentes, das durch Wertbeziehung geadelt werden kann? Oder endlich: Ist der Krieg widersinnig, d. h. wertfeindlich?

Der Krieg ist viel zu sehr ein Produkt menschlicher Tätigkeit und Leistung als daß man ihn so ohne weiteres als eine große Notwendigkeit des Lebens und des Todes begreifen könnte. Gegen Tod und Leben können wir nicht streiten, wohl aber vermag menschliche Kulturtätigkeit den Kampf gegen Krieg und Krankheit zu führen. Beide stehen auf einem verwandten Niveau. Krieg und Pest hat die jammerreiche Menschheit früherer Zeiten als gleichartige Uebel empfunden.

Die Wertfeindlichkeit des Krieges ergibt sich beim ersten Augenschein aus seinem Verhältnis zur Kultur. Für den kulturlosen Menschen ist der Krieg selbstverständlich, für den Kulturmenschen die größte Paradoxie. Aber haben nicht Kriege im Dienste des Werthaften stattgefunden? Religionskriege, Freiheitskriege, Kriege für die gute Sache? Und doch hat der größte Religionskrieg die größte Kulturzerstörung und einen sittlichen Tiefstand hervorgebracht, den erst die Jahrhunderte wieder wett machen konnten. Und die »gute Sache« ist nur zu oft der Deckmantel für brutalen Egoismus gewesen. Und um Freiheit kann nur dort gekämpft werden, wo das Recht eines Volkes frevelhaft gekränkt und verletzt worden ist. Sittliche und religiöse Kulturideale haben anfangs den nackten Egoismus des kriegerischen Machtwillens verhüllt. Die moderne Zeit sieht in dem Krieg große wirtschaftliche Notwendigkeiten zum Ausdruck kommen, die den friedlichen Wettbewerb der Völker in kritischen

Zeiten der Entscheidung urplötzlich auf die Bahn gegenseitiger Zerstörung führen.

Ich glaube, daß die Rechtfertigung des Krieges von wirtschaftlichen Notwendigkeiten her, die metaphysisch unbezwinglich sind, noch auf Maximen der alten materialistischen Philosophie zurückgehen. Aber soviel ist gewiß, daß die Tat oder Untat des Krieges in moderner Zeit ganz unverhüllt den wirtschaftlichen Wert gelten macht. Ein Volk braucht Land und Geld zu seinem Fortbestand, nnd es gibt Völker, die nie genug davon haben können. Deswegen begeben sie sich in das Abenteuer des Krieges.

Der moderne Kulturmensch betrachtet im allgemeinen den Krieg als eine traurige Notwendigkeit, und diese Form des Empfindens ist sehr bezeichnend gegenüber der Stellungnahme früherer Zeiten. Der frische, fröhliche Krieg, das war die Parole einer wahrhaft robusten Zeit. Damals galt der Krieg als der frische Frühlingswind, der die träge Masse durcheinanderwirbelt, die Luft von trüben Dünsten reinigt und den kecken Wagemut des Mannes sich entfalten lehrt. Heute gilt der Krieg als der ernsthafte und große Schatten der sich von weither über die Lande breitet und schöne Jugend in schwerer Menge dem dunklen Geschick des Todes wortlos überliefert.

Alles Werthafte im höchsten Sinne gründet in einem Kulturwert. Der Krieg vernichtet Kultur in weitem Umfang. Er unterbindet das wirtschaftliche und künstlerische Leben. Er lehrt und befiehlt den traurigen Mord. Aber läßt sich nicht schon hier ein scharfer Einwand gegen die Kulturfeindlichkeit des Krieges erheben. Einmal unter dem Gesichtspunkt, daß es doch auch gute gerechte und heilige Kriege gibt, z. B. dann, wenn ein Volk für seine Freiheit kämpft oder im Zustande der Notwehr sich befindet. Ferner aber auch, wenn wir bedenken, daß der Krieg nur etwas Vorübergehendes ist und den wertvollen Zwecken eines künftigen Friedenszustandes dient.

Denken wir an den »gerechten und heiligen Krieg« und nehmen wir an, daß dieses Heilige und Gerechte nicht auf Irrtum und Illusion beruht, wie es meistens der Fall sein wird, denn jedes Volk hält seine Sache für die gute und gerechte. Vielleicht könnte man dann von einem guten Kriege sprechen, wenn das eine Volk gewissermaßen im Stande der Notwehr handelt, wenn es die Eigentümlichkeit und Schönheit seiner Individualität, die einen besonderen Wert darstellt gegen die brutale Macht des feindlichen Bedrückers verteidigt. In diesem Falle würde das eine Volk kulturfeindlich, das andere kulturerhaltend zu wirken suchen. Ohne

Frage gehört in einem solchen Falle unsere Liebe und Teilnahme demjenigen Volke, das durch herbe Notwendigkeit gezwungen ist, für seine höchsten Güter zu kämpfen. Aber das Verstehen und die große Liebe, die wir einem solchen Volke entgegenbringen, bedeutet doch keine Rechtfertigung des Krieges. Der Krieg wird zwischen den beiden Völkern geführt, und wenn Frevel und Schuld nun die eine Nation belastet, so müssen wir im Sinne der Menschlichkeit und Gerechtigkeit die schweren Wunden beklagen, die das schuldhafte Volk dem vornehmen und gerechten schlägt, Wunden, die gemäß der traurigen Notwendigkeit des Krieges unvermeidlich sind. Und wer möchte behaupten, daß der Krieg ein Gottesgericht sei in dem Sinne, daß das Gute und Wertvolle unverletzt und ungeschädigt aus ihm hervorginge?

Denken wir den Krieg dann weiter als ein beklagenswertes und notwendiges Mittel für einen guten und schönen Zweck. Wir verwerfen die traurige Zerstörung blühender Menschenleiber und die brutale Vernichtung lebensstarker Kultur. Doch meinen wir, daß der Krieg einen Frieden hervorbringt, der eine Erhöhung des Lebens und der Kultur für das siegreiche Volk bedeutet. Gesetzt nun, daß die wertvolle Nation den Sieg davon trägt, kann in diesem Falle auch das Mittel gerechtfertigt sein? Ist der erreichte Erfolg ein Wertüberschuß oder auch nur ein Ersatz für die Fülle eigentümlicher Schönheit und eigentümlichen Lebens, das seinethalben gemordet ist? Das unmittelbare Resultat des Krieges ist auch für das siegreiche Volk ein Kulturrückgang. Und mag die Entwicklung späterer Jahre einen neuen Kulturreichtum hervorbringen: niemals kann die Vernichtung blühender Kultur und schöner Lebensgestaltung, die der Krieg im Gefolge hat, deshalb gerechtfertigt werden.

Wenn wir den Krieg unter dem allgemeinen Gesichtspunkt der Kultur als wertfeindlich und sinnwidrig bezeichnen müssen, so ist daran nicht nur die Abstraktion einer isolierenden Betrachtungsweise schuld, sondern der Charakter des Krieges selbst, der auch dann immer wieder bestehen bleibt, wenn wir unsere Augen auf das Ganze richten und das Phänomen des Krieges mit Rücksicht auf diese Ganzheit betrachten.

Hegel vermochte den Krieg als Erscheinung des Geistes durch das Prinzip der Negation zu begreifen. Auch er ist eine Offenbarung der Vernunft, ein Ausdruck des geistigen Lebens, das uns hier in seiner Verendlichung entgegentritt, als die ungeheure Macht der Bewegung, die das Schicksal der Völker bestimmt und kulturerzeugend und vernichtend immer wieder nach neuen Gestalten

drängt. Wir vermögen in dem Phänomen des Krieges, wie es in nackter Brutalität erscheint, kein Produkt des Geistes, keine Bewegung der Vernunft zu schauen. Das bloß Naturhafte feiert in den Gewaltsamkeiten kriegerischer Aktionen blutige Triumphe. Ererbte Instinkte uralter Vergangenheit treten frech und schamlos aus der Verborgenheit ihrer Schande hervor. Nur Illusion und Mißverstehen kann diesem unendlichen Jammer der Menschheit gegenüber eine Geste der Verehrung finden. Wenn wir die Geschichte nicht als Geschichte menschlicher Kulturbetätigung, sondern als Geschichte der Kriege betrachten, so ist die Geschichte nichts anderes als die Geschichte der menschlichen Schande.

Die Verwerfung und Ablehnung des Krieges vom Standpunkte einer Kulturphilosophie aus vermag natürlich vollkommen zusammenzugehen mit der Anerkennung, daß auch im Kriege der Genius der Menschheit in Taten der Aufopferung und heroischen Liebe Triumphe feiern kann.

Sehen wir nunmehr zu, ob die Orientierung des Krieges an einem bestimmten Wertgesichtspunkt zu seiner Rechtfertigung hinleiten kann. Dann denken wir zuerst an den ethischen Wert, denn der Krieg eröffnet eine große Welt des Handelns und der Tat. In der Erfüllung seiner Pflicht, wird man sagen, kann der Soldat sich als treu und tapfer, als guter Kamerad, als treuer Beschützer bewähren. Gehorsam kann er sich erweisen und duldsam, opferwillig bis zum Tode. Man pflegt zu sagen, daß der Krieg gut und wertvoll sei zur Stählung des menschlichen Willens, daß er alles Schlaffe, Müde und Verwelkte davonfegt wie ein frischer Wirbelwind, daß er die Nation in der heilsamsten Weise aufrüttle und auf eine höhere Lebensstufe stelle. Jene Tugenden, die der Verehrer des Krieges preist, sind in ihrer reinen Schönheit auch im Frieden zu finden, und diejenigen, die den Krieg als erlösenden Gewittersturm verstehen, dürften wohl niemals seiner großen Not ins Auge geschaut haben, oder ihr Sinn ist nicht erfüllt von verstehender Liebe zu menschlich Wertvollem. Wenn die große Not des Krieges den einmütigen Entschluß eines ganzen Volkes erzwingt, das nunmehr seine ganzen Kräfte dem einen Ziele entgegenwendet, wenn die Kühnheit des Willens aus den hellen Augen unserer schönen und heldenmütigen männlichen Jugend leuchtet, so hat dies Verhalten, ästhetisch betrachtet, gewiß einen hohen Reiz und wir fühlen das eigene Herz schneller schlagen, im Rausch der Begeisterung. Bald aber müssen wir uns besinnen, daß dieser Sturm, der jetzt losgebrochen, die Schlechten und Schwachen zurückläßt und die unersetztliche Herrlichkeit stolzer Jugendblüte erbarmungslos vernichtet.

Wir wissen, daß der Krieg die eigene Nation zu einer seltenen Einheit zusammenführt. Alle fühlen sich auf das engste verbunden durch die gemeinsame Not. Es schweigt der Gegensatz der Parteien und die Entfernung von Adel und Bürgertum, von Bildung und Unbildung weicht einer seltenen Nähe. Ein Gefühl von Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit bewegt die Nation. Gewiß wäre es viel schöner und größer, wenn nicht die durch den Krieg heraufbeschworene Not und die drohende Gefahr eines ungewissen Schicksals die Menschen derselben Nation zusammengeführt hätte, sondern schon die Alltäglichkeit der Lebensbeziehungen und Lebenskämpfe. Erst die gemeinsame Not und das gemeinsame Unrecht, das man zu erfahren glaubt, führt durch den Krieg zu jener Duldung und Liebe, auf die der Blutsverwandte und Stammesgenosse ein so selbstverständliches und natürliches Anrecht hat. Vergessen wir aber nicht, wie diesem Zusammenführen der eigenen Nation die Trostlosigkeit einer absoluten Isolation gegenüber den anderen Völkern sich verbindet. Die Nation ist vereinsamt und ganz auf sich gestellt, und diese Vereinsamung der Völker führt zu einem grenzenlosen gegenseitigen Mißverstehen. Ein System von Verläumdungen erfüllt die Welt, und unsere schöne Anerkennung des Wertvollen, das uns fehlte, weicht dem Werk der Zerstörung und der restlosen Bejahung des eigenen Wesens. Der Krieg setzt die Völker zueinander in den Zustand bloßer Natur, er zerschneidet und vernichtet die Rechte, die sie miteinander verbunden haben. Ungeschützt und der Willkür des Mächtigen überlassen, sind auch im modernen Kriege alle jene internationalen Abmachungen, die darauf abzielen, die Schrecknisse des Krieges zu mildern und all dem Unmenschlichen gegenüber etwas Menschlichkeit leuchten zu lassen. Wenn es der kriegerische Vorteil erheischt, wird der Gefangene getötet und der Kampfunfähige nicht mehr verschont. Wehrlose werden geopfert, und jene, die Wunden pflegen und verbinden, zugleich mit ihren Schützlingen den tötlichen Geschossen preisgegeben. Der Krieg ist gleichbedeutend mit dem vollkommenen Bruch der Zivilisation. Er entfaltet die furchtbarsten Laster und hat Mordsucht, Diebstahl, Raub und Grausamkeit aller Art im Gefolge. Er verstümmelt die schönen und starken Leiber der kämpfenden Jünglinge und Männer zu einem Bild unendlichen Jammers. Er ruiniert und zerstört durch die Furchtbarkeit seiner Eindrücke den jugendfrischen, hellleuchtenden Geist.

Aber muß man denn allein an Verstümmelung und Wahnsinn denken, wenn vom Kriege die Rede ist? Es gibt doch, wie wir wissen, zahlreiche kriegerische Tugenden. Wie viel kecker Wagemut und

schöne heroische Haltung und treuliebende Fürsorge läßt doch der Krieg hervortreten! Aber werden diese nur durch den Krieg erzeugt? Sind diese großen Eigenschaften, welche die Menschheit ehren, und ihr Antlitz schmücken, wirklich notwendig mit Massenmord verbunden oder ist es nicht vielmehr so, daß der Krieg das immer Vorhandene sichtbarer macht, der grausame Krieg, der doch nicht mächtig genug ist, um alles menschlich Schöne restlos zu vertilgen.

Seltsam ist es, wie der Krieg gar häufig den Mann des Volkes zu einem großen und schönen Ausdruck kommen läßt, sofern er sich auf die Idee des Vaterlandes besinnt. Die gebildete Oberschicht der Nation lebt mit zahlreichen Ideen und Werten verbunden, mag es sich da nun um die Idee der Menschheit oder um den Wert des Kunstwerks handeln. Der schlichte Mann aus dem Volke sieht in der Stunde der Not die Idee des Vaterlandes groß und glänzend vor seiner Seele stehen. Mit ihr verbindet er alles Schöne, was er von Heimat weiß und von Liebe und Glück. Ihm, der nicht gewohnt ist, mit dem Ideal zu leben, der keine Zeit hatte, sich auf Werte zu besinnen, kommt es in ernster Stunde so schicksalsmächtig entgegen und reißt ihn zu hohem Ausdruck fort in der ersten Ueberraschung des unerhörten Erlebens.

Und doch ist der Krieg unmoralisch und nimmer zu rechtfertigen, denn er verstößt vollkommen gegen den tiefen Sinn der Persönlichkeit. Liegt nicht der Sinn der Sollensgesetzgebung vor allen darin beschlossen, die Persönlichkeit zu achten und zu ehren, die Würde der Freiheit zu wahren? Und der Krieg macht die schöne und freie Gestalt des Menschen zum Werkzeug des Mordes. Auf Befehl muß er töten den Unschuldigen, der ihm nichts getan. Als Werkzeug des kriegerischen Mechanismus gibt er die eigene Freiheit auf, und indem er den Unschuldigen tötet, verletzt er unheilbar die Freiheit und das Recht der anderen Persönlichkeit.

Das Gesetz der bitteren Not zwingt uns, das große moralische Unrecht zu begehen. Das Leben zwingt uns, moralisch schuldig zu werden. Die feindliche Bedrohung will die Selbständigkeit unserer eigentümlichen Nationalität zerstören, das schöne Dasein wertvollster Kulturgüter vernichten. So gibt es eine Pflicht des Schuldigwerdens, die solange bestehen bleibt, bis daß die Menschheit dahin gelangt ist, das Recht jeder eigentümlichen Kultur zu verstehen und zu ehren.

Wenn sich mit den Erscheinungen des Krieges moralisch Wertvolles verbindet, so folgt dieses Wertvolle niemals aus einem Sinn und Charakter. Auch der feige Ueberfall und Mord kann Anlaß

sein zu heroischer Tat und zu schönen Erscheinungen der Liebe und Aufopferung. Was uns in den Erscheinungen des Krieges wertvoll erscheint, das liegt in der Geste der Abwehr, in der Tat der Errettung, des Schutzes und der Befreiung. Der Charakter des Krieges geht auf Zerstörung und Vernichtung, auf Gewalt und Eroberung, auf rücksichtslose Wahrung des eigenen Vorteils. Der moderne Krieg ist seiner Natur nach ebenso unmenschlich wie die Kriege früherer Zeiten. Nur sind in moderner Zeit Kräfte an der Arbeit, die sich gegen seine selbstverständliche Brutalität und Grausamkeit richten. Unser menschliches Gefühl wird auf das tiefste verletzt, wenn wir erleben, daß der Fußtritt des Soldaten die röchelnde Kehle des verwundeten Gegners zermalmt, und wir empfinden ein heiliges Gefühl der Freude, wenn wir erfahren, daß der hilfreiche Mensch den verwundeten Feind pflegt und verbindet. Wir sind von Trauer und Jammer erfüllt, wenn wir erleben, daß der verzweifelte Führer die verzweifelten Soldaten mit der Waffe bedroht, um sie zum Vorgehen zu bewegen, und unser Herz schlägt höher, wenn wir erfahren, daß der treue Bursche unter eigener Lebensgefahr den verwundeten Herrn viele Stunden der Nacht auf dem Schlachtfeld gesucht hat. Die Bedrückung und Ausrottung einer unglücklichen Bevölkerung im Feindesland müssen wir verneinen, aber mit froher Bewunderung sehen wir, wenn der Soldat im Feindesland ein braunes lockiges Kind auf seinen Armen wiegt. Menschlich wertvoll kann nur das erscheinen, was, gegen den Geist des Krieges gerichtet, ihn milder und menschlicher macht.

Auch am theoretischen Wert gemessen dürfte es schwer sein, die Erscheinung des Krieges zu rechtfertigen. Wir müssen uns sagen, daß es absolut unvernünftig ist, daß Kulturnationen sich gegenseitig zerfleischen, die aufeinander angewiesen sind und sich unendlich viel sein können: Wie kläglich ist doch die Theorie von dem großen Aderlaß, den die Völker zeitweilig erfahren müssen, um auf unserem Planeten Platz zu haben. Und wie sehr versagt die Lehre des Darvinismus dem Kriegskampf gegenüber, der nicht die Starken und Tüchtigen, sondern die Schwachen und Minderwertigen am Leben läßt, während das starke junge Leben verbluten muß.

Wenn so der moralische und theoretische Wert das Phänomen des Krieges niemals vernunftgemäß deutlich machen kann, so bleibt unser Blick noch zuletzt dem Aesthetischen und Religiösen zugewendet. Da möchten wir meinen, daß der ästhetische Wert den Krieg erträglich macht, während vom Standpunkt des religiösen Lebens aus eine Rechtfertigung des Krieges zum mindesten denkbar ist.

Wenn ich von »erträglich machen« spreche, so will ich damit sagen, daß dieses »sich zufrieden geben« nur das ganz individuelle Leben berührt. Die Hingabe an den ästhetischen Wert und die Bejahung der Illusion und des phantastischen Rausches hilft dem einzelnen über die Unmoralität und Grausamkeit des Krieges hinweg. Kriegerische Musik und Vaterlandslieder. Blumengeschmückte, todesgeweihte junge Schar. Heldentod im Dienste des Vaterlandes. Abenteuerliches, ritterliches Leben und Sterben im fremden Land. Ausdrücke dieser Art mögen die Summe ästhetisch orientierter Gefühle andeuten, die dem jungen Soldaten die furchtbare Bedrohung seines Lebens und die kategorische Forderung, fremdes, unschuldiges Leben zu töten, leichter ertragen läßt. Ohne den Glanz und Schimmer des soldatischen Lebens würde das Phänomen des Krieges zu einem abscheulichen und unerträglichen Gespenst.

Doch nur »erträglich machen« kann der ästhetische Wert. Rechtfertigung können wir allein von dem religiösen Wert erwarten. Man hat den Krieg wie Hungersnot und Pest als Strafgericht Gottes über die sündige Menschheit bezeichnet. Um die in Sünden erschlaffte Menschheit aufzuraffen, sandte Gott den furchtbaren Ernst der kriegerischen Not. Der Krieg ist Werkzeug in Gottes Hand, Strafe für unser Schuldigsein. Und wie Gott regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, so gießt er die Schale seines Zornes in gleicher Weise über Gute und Böse aus. Das Leiden der Gerechten und Unschuldigen kann religiös verstanden werden, denn die Religion kennt eine Welt der Ergänzung und Erfüllung. Und so mag denn die Idee des großen Strafgerichts den religiösen Menschen befriedigen. Eine wissenschaftliche Philosophie, die von dem Begriff der Kultur ausgeht, kann sich jedoch mit dieser Erklärung nicht zufrieden geben. Wir wollen hier nur andeuten, wie der Krieg religionsphilosophisch betrachtet, etwas von seiner Unbegreiflichkeit und Rätselhaftigkeit verliert.

Eine Philosophie der Kultur vollendet sich in einem System von Werten, zwischen denen für das Bewußtsein ein strenger Gegensatz ruht und die selber in einem unlöslichen Gegensatz sich entfalten. So liegt augenscheinlich eine Wertfeindlichkeit vor zwischen dem ethischen Leben und den Forderungen des ästhetischen Bewußtsein; und das künstliche Leben selber entwickelt sich in jenem eigentümlichen Gegensatz von Form und Inhalt, von plastischem und musikalischem Geist, von Gestaltbejahung und Liebe zur Aufgabe aller Gestalt, die zu dem so verschiedenen Ausdruck des Schönen führen. Die erste große Ueberwindung der Wertfeindlichkeit wäre

gleichbedeutend mit dem Einblick in die eigentümliche Struktur jedes Wertgebietes. Wenn der künstlerische Mensch den moralischen versteht und seine eigentümliche Lebensform anerkennt, wenn Individualität und Staat in Einklang gesetzt sind, wenn das religiöse Leben mit den Forderungen des wissenschaftlichen Bewußtseins sich versöhnt, dann ist die Ueberwindung des Gegensatzes erreicht und eine Kulturwirklichkeit herbeigeführt, die man als Zustand irdischer Glückseligkeit bezeichnen mag. Mit der Herstellung dieser Einheit ist jedoch der Kulturkampf der Werte noch nicht vollendet, sondern der Gegensatz lebt in den inneren Zentren fort und gestaltet sich um so mächtiger, wenn die verschiedenen Formen des theoretischen Lebens oder die verschiedenen Darstellungen der staatlichen Idee sich tötlich bekämpfen.

Die Erscheinung des Krieges ruht selber auf keinem Vernunftgegensatz, und nur selten löst er die Verwirklichung einer reinen Vernunftforderung aus. Wohl sind Vernunft und Kultur auf das stärkste in Mitleidenschaft gezogen, wenn der blutige Krieg das weite Land mit Schrecken erfüllt, aber in seiner Form wirkt sich kein reines Vernunftleben aus, sondern das Elementare der Natur kommt hier zur Sprache, das gegen alle Gesetze schöner Menschlichkeit schamlos sich aufbäumt. Der Krieg ist Feind der Kultur und von keinem bestimmten Werte aus zu rechtfertigen. Er ist nur zu begreifen, wenn die Idee der Kultur auf ihren letzten Sinn hin geprüft wird. Der letzte Sinn der Kultur ist ohne Frage, daß sie an ihrer eigenen Schönheit stirbt, und dieser Triumphzug des Todes, der zum höchsten Leben führt, vollendet sich in der Ueberwindung des letzten Wertgegensatzes. Die Natur ist der Kultur und diese sich selber erlegen. Der Krieg aber erscheint dem schönen Gegenwartsdasein der Kultur als das große Gespenst der Vergangenheit, in dem sich das bloß Natürliche aufbäumt gegen die schöne Form des Lebens, welche die Vernunft der Welt gab. So leistet er Beihilfe an der Erfüllung des letzten Kulturzweckes. Er, dessen Reich vernichtet ist, hilft in den meisten seiner Gestaltungen dem verhaßten Schönen an seiner eigenen Gestalt zugrunde zu gehen und so den Sinn der Welt zu erfüllen.